

Deutsch/Romanisch Lateinisch/Deutsch

Neue Thesen zu den Pariser Gesprächen und zu den Kasseler Glossen

Abstract

Literary history projects the clear image that the beginnings of German literature lie in the 8th and 9th century, the Old High German period, when German literature first flourished with texts like the *Hildebrandslied* or Otfrids *Evangelienbuch*. The Old High German period is presented as a compact formation, precisely defined in time and space, of high literary value and 'national' coinage. The following paper attempts, in a preliminary manner, to question this notion by arguing that it is high time to free Old High German literature from the pathos of 19th century research. Its topic is language contact between German on the one hand and Latin / Romance on the other, albeit not in terms of high culture, but of language acquisition. It therefore deals with literature in the etymological sense of 'written with letters': the so-called 'Old High German' or 'Parisian Conversations' and the 'Kasseler Glosses' or 'Conversations'.

Einleitung

Das Bild der Literaturgeschichte ist eindeutig: Im 8./9. Jahrhundert wurzeln die 'Anfänge' der deutschen Literatur (vgl. z. B. Haubrichs, *Anfänge*; Kartschoke 60), die in althochdeutscher Zeit, vor allem aber mit den Texten des 9. Jahrhunderts, ihre erste Blüte austreibt. Hinter dem Bild steckt die ganze nationalsprachliche Ideologie des langen 19. Jahrhunderts, das sich in diesem Fall bis auf die literarhistorischen Entwürfe der Gegenwart erstreckt. Da werden dann der *Tatian* als erstes deutsches Buch, Otfrids *Evangelienbuch* oder auch der *Heliand* als frühe Meisterwerke der (hoch- bzw. nieder-) deutschen Dichtung gefeiert, das *Hildebrandslied* als einziges Relikt einer verlorenen, aber höchst artifiziellen deutsch-germanischen Kunstübung. Die althochdeutsche Zeit erscheint aus diesem Blickwinkel

als weithin kompaktes Gebilde, zeitlich und regional exakt definiert, mit einem überschaubaren Textkorpus, das sich, anders als bei allen anderen Epochen der deutschen Literaturgeschichte, in handlichen Lesebüchern (traditionell Braune/Ebbinghaus, jüngst Müller) bündeln lässt. Erhalten sind von dieser dermaßen klar umrissenen alt-/hochdeutschen Literatur bekanntermaßen nur aleatorische, nicht selten gar sehr mickrige Relikte: Vieles ist verloren, und alles zwischen den erhaltenen Zeugnissen ist der Rekonstruktion anheimgestellt. Der Illusion, dass sich das Erhaltene dennoch zu einem kohärenten Puzzle fügte – wie immer lückenhaft es wäre –, tat dies allerdings keinen Abbruch, und was der Illusion nicht genügte – miserable Aufzeichnungen, fehlerhafte Texte –, musste eben über die Annahme verloreener, aber dann durchaus makelloser Originale (und deren Counterparts: grässlich stümperhafte Schreiber) passend gemacht werden. Darum auch scheint die Position – wieder genügt ein Blick in die Literaturgeschichten oder auch in die Lesebücher – der einzelnen ‘Fragmente’ kaum verrückbar, vom Wert der Zeugnisse ganz zu schweigen.

Es mag fachgeschichtliche Gründe geben, warum sich gerade im Bereich der althochdeutschen Literatur das Pathos der Gründungszeit der universitären Germanistik, die von den Ideen Ursprung und Nation fasziniert war, so leicht gegen alle Paradigmenwechsel behaupten konnte; einer wird etwa schlicht darin liegen, dass spätestens seit der Zeit der Studentenrevolte der Fokus des Faches sich zusehends auf spätere Situationen der deutschen Literatur verschoben hat. Entscheidender ist, was die prägnante Suggestion der einen und aber durch und durch althochdeutschen Literatur heute noch bewirkt: Sie gibt die Marschrichtung vor, in der die erhaltenen Texte (meist: der Lesebücher) abgeschritten werden, und verstellt andere Zugänge vehement. Dabei lägen diese gerade bei der althochdeutschen Literatur nur allzu nahe:

Wer sich nämlich – und man kann das in Seminaren erproben – diesen frühesten Überbleibseln der deutschen Sprache und Literatur widmete, ohne die *grands récits* zu diesen zu kennen, möchte leicht auf den Gedanken verfallen, dass diese mit Homogenität und Nationalsprachlichkeit nicht viel zu tun hätten. Vielmehr evozieren sie, einerseits, den Eindruck eines zaghaften, immer wieder neu anhebenden, oft experimentellen In-Schrift-Setzens volkssprachlicher Texte, das ungeordnet, polygenetisch, mit sehr unterschiedlichen Mitteln erfolgt, mit ganz verschiedenen Risiken behaftet: von der skizzenhaften Ad-hoc-Notiz (siehe das Folgende) bis hin zu ela-

borierten (und im engeren Sinne) literarischen Denkmälern, von gediegener Buchproduktion (Otfrid, *Heliand*) bis hin zu – bildlich, aber meistens auch literal – Marginalien aller Art (die Hauptmasse der althochdeutschen Literatur). Dieses immer neue In-Schrift-Setzen aber ist – andererseits – eines, das weder typisch nur für die deutsche Literatur des frühen Mittelalters ist, noch diese von anderen volkssprachlichen Literaturen trennt. Auch dies möchte evident sein, würde es nicht anders gelehrt: In den Lesebüchern stehen wie selbstverständlich die deutsch-französischen *Straßburger Eide*, die ein militärisches Rechtsgeschäft zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen und deren Heeren dokumentieren, oder das *Ludwigslied*, das, auf Deutsch, einen gar nicht sehr deutschen König des späteren 9. Jahrhunderts rühmt und besingt. Die Idee aber, die Literatur des frühen Mittelalters aus einer gesamteuropäischen – Ernst Robert Curtius möchte gesagt haben: einer ‘lateinischen’ – Perspektive zu betrachten, scheint zumindest der germanistischen Mediävistik, soweit ich sie überblicke, noch immer reichlich fremd.

Die monolithische Dignität der Zeugnisse aus althochdeutscher Zeit, ihre rigide Separierung von anderen Volkssprachen – das ist gewiss polemisch zugespitzt. Im Kern mag es aber doch etwas Wesentliches treffen (wie sich, am exemplarischen Detail, im Folgenden auch bestätigen wird). Der gegenständliche Beitrag versteht sich darum als ein sehr vorläufiger Versuch, gegen diese beiden Selbstverständnisse anzulaufen, um auf diese Weise den Weg zur althochdeutschen Literatur wenigstens ein kleines Stück weit von den Pathosformeln der ‘alten’ Literaturgeschichte freizuschaukeln. Sein Thema sind Sprachkulturkontakte zwischen Deutsch und Latein/Romanisch, allerdings nicht auf Ebene gleichsam hoher Literatur, sondern auf jener des Spracherwerbs; sein Gegenstand die so genannten *Altdeutschen* oder *Pariser Gespräche* und die *Kasseler Glossen* oder *Gespräche*, die, zumindest wenn man der Phantasie der Philologen Glauben schenkt, so etwas wie Sprachführer *avant la lettre* gewesen wären und die freilich – wie eben das Meiste, das uns aus der althochdeutschen Zeit erhalten ist – Literatur nicht im Sinne von Belletristik als schlicht des In-Buchstaben-Gebrachten sind.

Pariser Gespräche

1. Zur Überlieferung:
Paderborner Repertorium; Steinmeyer und Sievers 5: 521–24;
Haubrichs und Pfister 6f.

Überliefert¹ sind sie unikal in einer Handschrift, die heute größtenteils in Paris, Bibliothèque Nationale de France (BNF), Ms. lat. 7641²

2. Digitalisat; dort auch ein kurzes Katalogisat der Handschrift.

3. Die Lokalisierung der Sammlung ist nicht eindeutig möglich, siehe Haubrichs, "Herkunft" 93f.

4. Zu den Handschriften und deren Inhalt Haubrichs, "Herkunft" 87f., zur Bibliotheksgeschichte 89–93. Vgl. das Katalogisat bei Bergmann und Stricker 4: 1597f. (mit älterer Literatur).

5. Bischoff 133 nennt sie eine "schmale, ausgesprochen französische Schrift, die ich ins ausgehende IX. oder frühe X. Jahrhundert setzen möchte."

6. Es fehlt das Gegenstück zu fol. 6v, das vermutlich aus der (heute verlorenen) Hälfte jenes Doppelblatts bestand, dessen erste Hälfte im Vatikan liegt.

(147 fols.) aufbewahrt wird; ihr ursprünglich erstes Blatt mit dem Exlibris *CODEX TITULI SCI MARCELLI*³ wurde vom Codex abgetrennt und liegt heute in Rom als Blatt 50b des Cod. Reg. lat. 566 der Biblioteca Apostolica Vaticana.⁴ Das separierte Blatt enthält Prolog und Praefatio zum *Abavus*-Glossar (*Abavus maior*, lateinisch-lateinisch), das fol. 1r–74r der Pariser Handschrift füllt; es folgen diverse Kollektionen von Sentenzen und andere kurze Texte, die hier nicht weiter von Belang sind. Der Grundstock des ursprünglichen Codex mit dem (im Übrigen reich lateinisch glossierten) *Abavus*-Glossar, der mit einiger Sicherheit im südlichen Frankreich geschrieben wurde (Haubrichs und Pfister 6), gehört wohl ins frühe 9. Jahrhundert (Bischoff 133). In ihn eingefügt wurden, wohl noch im 9. oder im frühen 10. Jahrhundert (Sonderegger, "Gespräche" 284), wahrscheinlich in der Region um Sens (siehe unten) und ebenfalls mit einer dezidiert französischen Schrift,⁵ althochdeutsche Glossen, die zu zwei Gruppen zerfallen: Am Vatikanischen Blatt (rückseitig) sowie auf fol. 1r, 2v und 3r (also auf zwei Doppelseiten)⁶ stehen marginal die genannten *Altdeutschen Gespräche*, fol. 4v, 5r, 6v, 7v, 8r, 9v, 10r, 11v, 12r, 13v, 14r, 15v, 16r finden sich, wiederum stets auf Doppelseiten, Exzerpte aus dem althochdeutschen *Tatian*, und zwar aus den Kapiteln 185–244, allerdings meistens rückläufig (Edition bei Sievers 290–92, Berichtigungen bei Steinmeyer und Sievers 5: 521, Neueditionen bei Endermann 68–76 und Schmid 396–412).

Die Einsprengsel aus dem *Tatian* zeigen bereits deutlich, dass wer immer diesen Codex an seinen Rändern bearbeitet hat, Interesse an der deutschen Sprache hatte. Zwar ist undeutlich, was die genaue Vorlage war, deutlich ist aber, dass dem deutschen Text das Primat zukommt (nachdrücklich Baesecke, *Vor- und Frühgeschichte* 150): Übernommen aus dem *Tatian* sind nämlich jeweils die lateinische und die deutsche Phrase; allerdings ist der deutsche Text primär, nämlich unten, hat also schon in der Linearität des Schreibprozesses Vorrang, während das Lateinische darüber gesetzt ist. Noch gravierender dominiert die Wortstellung des Deutschen das Lateinische: Wo diese in der St. Galler Handschrift des 'Tatian' differiert, ist sie hier, in den Exzerpten, vereinheitlicht, wobei die natürliche Wortstellung des Deutschen den Ausschlag gab: So wurde etwa *uoce magna* zu *magna uoce*, um ahd. *mihileru stemmu* zu entsprechen, detto *interrogas me* wegen *frages mih* statt *me interrogas* etc. (analoge Beispiele bei Steinmeyer und Sievers 5: 523).

Es ist nicht sicher, ob die vorstehenden *Altdeutschen Gespräche* von derselben Hand stammen wie die Exzerpte aus dem *Tatian*; Son-

deregger nimmt Verschiedenheit der Schreiber an (“Gespräche” 284), während Steinmeyer zwar das unterschiedliche Schriftbild notiert – kleiner, unregelmäßiger in den *Gesprächen*, größer, regelmäßiger bei den ‘Exzerpten’ –, dessen ungeachtet aber wegen der weitgehend identischen Charakteristik der einzelnen Buchstaben von ein und demselben Schreiber ausgeht (so auch Bischoff 133; Haubrichs, “Herkunft” 95; Endermann 62; Klein, “Gespräche” 41f.), der die Einträge vielleicht zu verschiedenen Zeitpunkten vorgenommen hätte (Steinmeyer und Sievers 5: 522f.). Gemeinsam ist den Einträgen in jedem Fall, dass der Fokus auf dem deutschen Text liegt (Sonderegger, “Gespräche” 284): Auch in den *Gesprächen* sind sämtliche über die genannten Blätter verstreuten Einzelwörter und Phrasen zuerst auf deutsch geschrieben, erst dann wurde – danach oder (selten) darüber, häufig eingeleitet mit *i.* (*id est*) – der deutsche Text lateinisch glossiert. Unterschiedlich ist die Orthographie: Die *Tatian*-Exzerpte halten sich über weite Strecken eng an jenes Althochdeutsch, das man aus dem St. Galler *Tatian* kennt. Lediglich drei unter die Exzerpte verstreute deutsche Beispielsätze, die keine Entsprechung im *Tatian* haben (die ersten beiden ediert bei Sievers 290, zu fol. 7^v, der dritte 292, zu fol. 16^r, jeweils durch Sperrdruck aus den *Tatian*-Exzerpten hervorgehoben) und ähnliche inhaltliche Belange thematisieren wie die *Gespräche* (Trinken, Eintreten in ein Haus, jemanden um sein Schwert bitten), sind in deren ziemlich sonderbarer deutsch-romanischer Schreibsprache gehalten, deren konzeptioneller Kern darin besteht, dass deutsche Lautung mit romanischen (französischen) Schreib- bzw. Artikulationsgewohnheiten abgebildet werden soll (charakteristisch ist etwa fehlendes anlautendes *h* oder *gu-* für *uu-*).⁷ Dem Verständnis der *Gespräche* ist dies – zumindest aus Perspektive eines Deutschsprechers des 21. Jahrhunderts – nicht eben förderlich, zumal manches Mal gar nicht klar ist, ob der Schreiber überhaupt so genau verstand, was er da aufgeschrieben hat.

Der Inhalt der *Gespräche* ist höchst divers.⁸ Wiederum zerfallen die Einträge in zwei Gruppen. Die erste, im Umfang wesentlich kleinere, die in der Edition von Steinmeyer und Sievers (Bd. 5)⁹ die (der Handschrift fehlenden) Nummern 1–14 hat, bietet ausschließlich Einzelwörter, größtenteils Körperteile: 1. *Obethe caput*. 2. *Fassen capilli*. 3. *Auren auris* etc. Die Liste ist ganz offensichtlich angeregt von anderen, ähnlich aufgebauten Glossaren – zu diesen später bei den *Kasseler Glossen* –, und dies bis hin zur Reihenfolge der Wörter. Allerdings verliert schon diese kurze Liste ihre Systematik, wenn gegen

7. Eine detaillierte Zusammenstellung dieser romanischen Schreibschicht des Textes bei Haubrichs und Pfister 16–46.

8. “Wortschatz und Satzmuster für Körperteile, Kleidung, Dienstleistungen in der Herberge, Bekanntschaft und Konversation mit Fremden, Verkehr mit Dienstboten, Reiten und Waffentragen” (Sonderegger, “Gespräche” 285). “Dabei herrscht eine frühfeudale Atmosphäre” (Haubrichs und Pfister 7).

9. Ihr folge ich, die Neuedition durch Haubrichs und Pfister ist passim verglichen.

Ende die Körperteil-Ordnung (von oben nach unten, vom Allgemeinen zum Speziellen) z. T. assoziativ, z. T. wirr ausfranst: Nach 11. *Guanbe uenter.* folgt 12. *Follo guanbe plenus uenter.*, dann, ohne erkennbare Systematik, 13. *Elpe adiuua.* 14. *fro min domnus.*

Damit ist das Ende der Einzelwort-Gruppe erreicht und zugleich die Brücke geschlagen zu dem folgenden *Gesprächsteil – Gesprächsbüchlein* hat man es früher auch genannt –, in dem das Verhältnis von Herr und Knecht das regierende thematische Feld ist. Dieser Gruppe von 92 Einträgen – die Nummern 15–106 – fehlt es an jeder offensichtlichen Binnengliederung, was freilich auch schon daran liegt, dass die Phrasen ja im Codex nicht eine nach der anderen stehen, sondern sich über die Ränder der Seiten bunt verteilen. Steinmeyer und Sievers arbeiten (Wilhelm Grimm folgend, von dem auch die Nummerierung herrührt)¹⁰ die Freiräume oberhalb, links, zwischen und rechts der Textspalten von oben nach unten und von links nach rechts ab (der untere Rand trägt keine Einträge).¹¹ Bleibt man der Einfachheit halber bei dieser (wohl auch einzig sinnvollen) Reihenfolge, lassen sich bestenfalls einzelne thematische Cluster ausmachen, die aber immer wieder von Fremdlingen gestört oder von clusterfreien Einzelgängern unterbrochen sind.

Eine erste Sektion (Nr. 15–28) beschäftigt sich mit Aufenthalt, Nächtigung und Essen (z. B. 20. *Gueliche lande cumen ger .i. de qua patria?* 23. *Enbez mer dar .i. disnau me ibi.*), die nächste (Nr. 29–44) mit dem Verhältnis von Herr und Knecht (z. B. 36. *Ubele canet minen terruæ .i. malus uassallus.* 34. *Esconæ chanet .i. bellus uasallus.* 31. *Guer is tin erro .i. ubi est senior tuus?*), darunter auch Drohungen und Beschimpfungen (42. *Vndes ars in tine naso .i. canis culum in tuo naso.*), und inseriert zwei thematisch fremde Einträge, einer didaktisch (82. *En gualiche steta colernen ger .i. in quo loquo hoc didicisti?*), einer obszön (83. *Guanna sarden ger .i. quot uices fotisti?*). Es folgt eine Sektion (Nr. 45–58), die einfache Befehle enthält (z. B. 45. *Guesattilæ min ros .i. mitte sellam.* 51. *Gimer min ros .i. da mihi meum equum.* 52. *Gimer min schelt .i. scutum.*), die man sich gut als herrisch dem Knecht gesagt vorstellen kann, die genannten Gegenstände verweisen aufs Kriegerhandwerk; dann eine Sektion (Nr. 59–67), die um das Verhältnis von Mann und Frau kreist, wiederum mit einigen obszönen Wendungen und Beschimpfungen, die sich thematisch am einfachsten dadurch einfangen lassen, dass man sich die Sektion als schwankhafte Problematisierung der Dreieckskonstellation Herr – Frau – Knecht denkt (siehe unten). Den Schluss macht eine bunte Sektion (Nr. 68–106) mit kurzen Floskeln (77. *Gued est taz .i. quid est hoc?* 78. *Gne guez .i.*

10. Steinmeyer und Sievers weichen von Grimm nur dadurch ab, dass sie dessen Nummern 80–84, die den Anfang von fol. 1^r (oberer Seitenrand) machen, vorziehen und zwischen Nr. 42 (Ende des Vatikanischen Blattes) und 43 (nach Nr. 84 auf fol. 1^r) einordnen.

11. Siehe detailliert Steinmeyer und Sievers 5: 521. Haubrichs und Pfister gehen im Prinzip ähnlich vor, mit einigen Differenzen im Detail, siehe ebd. 84.

12. Ein "Gesprächsbüchlein für einen reisenden Romanen, der sich mit seiner Hilfe in deutschsprachigen Gegenden zurechtfinden will" (Schützeichel 503), "ein eigentliches kurzes Konversationsbüchlein" (Sonderegger, "Reflexe" 180), "ein zweckgebundenes Reisehandbüchlein" "für den praktischen täglichen Gebrauch auf Reisen" (Sonderegger, "Gespräche" 285 und 284). "Sie [die Dialoge] waren wohl für französische Reisende in deutschsprachigem Gebiet bestimmt." (Penzl, "Stulti" 240) "Es war bestimmt für einen Romanen, der genötigt war, sich für Reisen in althochdeutsches Sprachgebiet rudimentäre Sprachkenntnisse anzueignen." (Haubrichs und Pfister 8) "... ein Konversationsbuch, Sprachhilfen für im Grenzgebiet zwischen Romania und Germania wandernde Mönche" (Endermann 76f.). – Dagegen nur Schubert 59, 65.

13. "Der vorliegende Text wird als Abschrift einer älteren Vorlage betrachtet" (Sonderegger, "Gespräche" 284). Vgl. Haubrichs, "Herkunft" 98; ausführlich Haubrichs und Pfister 12–15.

14. Leicht abweichend Klein, "Gespräche" 42f. u. ö., der zwar auch von einer Vorlage ausgeht, den Gutteil der sprachlichen und graphischen Merkwürdigkeiten aber schon in dieser angelegt wähnt. Kardinalzeugnis ist ihm die systematische Differenz zwischen den *Gesprächen* und den *Tatian-Exzerpten*, deren 'besseres' Althochdeutsch deutlich vorführt, dass es nicht alleine am Schreiber (wenn es denn derselbe war) gelegen haben wird.

15. "Das Denkmal entstammt einer sprachlichen Kontaktzone Romanen-Westfrk.-Ahd. Mfrk. Züge lassen sich neben niederfrk. Spuren erweisen (Schützeichel), die Orthographie ist stark romanisiert und westfrk. Herkunft nicht auszuschließen (Huisman). Ausgangspunkt wird eine für Romanen bestimmte Textvorlage für Reisen im nachbarsprachlichen Gebiet gewesen sein, die in das 9. Jh. zurückgehen kann" (Sonderegger, "Gespräche" 285). Eine kurze und prägnante Übersicht über die verschiedenen älteren Vorschläge der

nescio.), Nominalphrasen bzw. Einzelwörtern (68. *Got man .i. bonus homo.* 70. *luzzil .i. parum.*, erneut in 74. ... *Gonoi .i. satis ul. luzer .i. parvm*, vgl. 69. *haben e gonego .i. habeo satis ego.*), Grußformeln (86. *Guolo geb u got .i. bene te donet deus.*) und weiteren Phrasen zum Verhältnis der Geschlechter, wieder z. T. obszön (101. *Gauathere, latz mer serte.*), zur Fortbewegung (87. *Guane gvestu.* [keine Übersetzung]) und (vor allem) zum Essen. Auffällig in dieser letzten Sektion ist, dass sich nun die Wörter und Phrasen zusehends wiederholen, z. T. innerhalb der Sektion (wie Nr. 69f. zu 74), z. T. wird Früheres variiert nochmals aufgegriffen (Nr. 22 zu 104, 48 zu 74, 59 zu 92).

'Gespräch' kann man diese Reihen von Sätzen kaum vernünftig nennen. Zwar gibt es immer wieder kürzere Reihe von Phrasen, die aufeinander zu reagieren scheinen (einige Beispiele gleich), im Großen und Ganzen stehen sie aber zusammenhangschwach nebeneinander. Das hat die Forschung nicht davon abgehalten, hinter diesem alleine durch sein Alter nobilitierten Zeugnis der deutschen Literatur- und Sprachgeschichte so etwas wie einen Sprachführer für Romanen zu sehen, die sich auf Reisen ins deutschsprachige Gebiet wagen und sich mit den aus dem Alltag gegriffenen Redewendungen halbwegs durchzuschlagen wüssten.¹² Freilich: "hinter," und nicht: "in diesem Zeugnis." Wie das Meiste, was aus der alten Zeit auf uns gekommen ist, wollte man auch dieses Sammelsurium von Wort- und Satzblinguen nicht für original gelten lassen. Es sei die Abschrift einer Vorlage,¹³ deshalb so katastrophal in seinem (schreib-)sprachlichen Zustand, schuld wie immer der Schreiber, ein Franzose, der kaum etwas verstand und im Abschreiben doch vieles ruiniert hätte (einige Wörter und Sätze sind der Forschung trotz emsigen Bemühens bis heute dunkel).¹⁴

Mir scheinen beide Hypothesen zweifelhaft. Weder halte ich es für ausgemacht, dass die Sammlung, wie sie uns vorliegt, die Abschrift (der Abschrift der Abschrift ...) einer makellosen Vorlage wäre, die gleichsam 'gutes' (oder wenigstens 'besseres') Althochdeutsch – verlorenes Westfränkisch am besten¹⁵ – geboten und dieses polyglott-luzide in Latein aufgelöst hätte; noch glaube ich, dass der Zweck dieser Kollektion darin liegt, einen Sprachkundigen im fremdsprachigen Gebiet vor peinlicher Aphasie zu bewahren. Wenn die *Altdeutschen Gespräche* aber kein verderbter Sprachführer sind, was sind sie dann? Ich will mich der Frage über die Rückweisung der althergebrachten Hypothesen nähern.

Abschrift oder Original: Dafür, dass es sich um eine Abschrift einer gleich wie beschaffenen Vorlage handelt, wird zweierlei ins Tref-

fen geführt (am ausführlichsten Haubrachs und Pfister 12–15): Erstens die bescheidene schreibsprachliche Qualität der Einträge, die suggerieren mag, dass der, der das geschrieben hat, gar nicht über die sprachliche Kompetenz verfügte, um die Kürzesttexte selbst zu konzipieren. Wer nicht deutsch schreiben kann, kann auch kein Deutsch, steht hinter dieser Annahme. Zweitens die Tatsache, dass die Einträge voller Korrekturen stecken, die anscheinend im Schreibfluss getätigt wurden, was wiederum nahe legt, dass hier ein Abschreibfehler nach dem anderen sofort gebessert wurde. Aber könnte es nicht auch sein, dass hier ein Romane, der (gebrochen) Deutsch spricht, dieses vielleicht gerade erst (mündlich) erlernt, sich im Aufschreiben von fremdsprachlichen Wörtern und Phrasen versucht, ganz ohne Vorlage, wobei ihm, gerade weil er in dieser Sprache unsicher ist, eine Reihe von Fehlern unterlaufen und er sich, weil er es nicht anders (bzw. gar nicht) gelernt hat, einer grotesken Schreibweise bedient?

Sichtet man die Korrekturen (die der Apparat von Steinmeyer und Sievers penibel dokumentiert), erhärtet sich dieser Eindruck der schreibenden Unsicherheit. So setzt der Schreiber etwa häufig *ē* für *et* und verwendet diese Abbrüviatur auch dort, wo zwischen *e* und *t* eine Wortgrenze liegt (z. B. *bēaz* in Nr. 47). Man kann das als Hinweise auf eine Vorlage werten, bei der die Worte eng zusammengeschrieben waren, und auf einen Schreiber, der zu schlecht Deutsch konnte, um diese Grenzen selbst zu ziehen. Wie aber wäre dann zu erklären, dass in Nr. 36 *minen teruæ* ('meiner Treu') als *minēruæ* mit überschriebenem *ē* versehen ist? Wird hier nicht im Nachhinein genau jene Wortgrenze markiert, die der Schreiber nicht verstanden haben soll? Das erklärt noch immer nicht, warum er hier anzeigt, was ihn sonst nicht tangiert. Es demonstriert aber, dass sowohl ein Bewusstsein als auch ein Wissen um das Problem vorhanden war. Darum ist auch *dodon* (Nr. 18) für *dodon us* "(des) Herren Haus" völlig abschreibunverdächtig: Wie fließend Wortgrenzen im Gesprochenen sind, weiß jeder, der je eine fremde Sprache gelernt hat, und *h* fehlt regulär. *Seh tutafäh normall.*

Wieder andere Korrekturen belegen mehr die Nachlässigkeit des Schreibens (die Einträge sind ja schon optisch äußerst unregelmäßig und wirken flüchtig gesetzt) als die sprachliche Inkompetenz des Schreibenden. Darunter fallen beispielsweise *Semergot* < *Semigot* (Nr. 48), *Gimer* < *Gimen* (Nr. 51) oder *thon ich* < *tonic* (Nr. 73) und eine ganze Reihe restituierter *h*. An diesen Fällen wird die *petitio principii* der Vorlagensuche besonders deutlich. So verbucht Pfister

16. Ganz klar ist die Sache nicht, da in unmittelbarer Nähe (es ist eine der Wiederholungen) *luzzil* (Nr. 70) steht.

17. *diere* < **dare* (Nr. 100), das Haubrichs und Pfister 13 anführt, ist in der Deutung strittig und damit wenig aussagekräftig, dasselbe gilt für fehlende oder überschüssige Nasale (dazu ebd.), die Abschreibfehler sein können, aber genauso gut Versehen der Niederschrift oder aber sogar schreibsprachliche Eigenheit.

18. In diese Richtung weisen die Analysen bei Haubrichs und Pfister, die zwar an einer Trennung von Verfasser (bei ihnen: ‘Redaktor’) und Schreiber festhalten, einen Gutteil der Mängel des Textes aber schon dem Redaktor anlasten (Fehler der Flexion, des Genus, des Kasus, des Tempus, der Deklination- und Konjugationsklassen etc., dann aber sogar einen “Teil der phonetischen und wohl auch der graphischen Interferenzen”; ebd. 50–52), sodass für den Schreiber wenig Übeltat übrig bleibt und die Instanzen zusehends zusammenfallen. Vgl. ähnlich Penzl, “Gimer” 399f. u. ö. Weiter gedacht hat den Ansatz Klein, “Gespräche” und aus sprachhistorischer Perspektive gezeigt, welche Fehlleistungen der *Gespräche* als typisch für Interimsprachen bzw. Lerner Sprachen gelten können (bes. ebd. 43). Klein will seine These aber nicht primär auf die erhaltenen *Gespräche*, sondern auf deren Vorlage bezogen haben. Seine Überlegungen sind im Fach wenig rezipiert worden. In der jüngsten kommentierten Ausgabe wird Kleins Aufsatz zwar zitiert, im Kommentar aber nicht weiter berücksichtigt (Müller 373–75).

(Haubrichs und Pfister 22) die häufige *h*-Aphärese auf das Konto des ignoranten Schreibers, wofür die nicht seltenen Korrekturen (also Restitutionen über der Zeile) sprächen. Auf der nächsten Seite (Haubrichs und Pfister 23) werden demselben Schreiber hyperkorrekte Graphien vom Typus *hiih* (Nr. 98) für ahd. *ich* angelastet. Aber zeigen nicht gerade diese hyperkorrekten Schreibweisen, dass genau dieser ignorante Schreiber auf die Setzung von ahd. *h* sensibilisiert ist? Und warum soll er sich dann aber nicht auch im Schreibprozess hin und wieder dafür entscheiden, *h* nachzutragen, wo er es zuerst nicht setzen wollte? Das ist doch eine typische Unsicherheit des Zweisprachenerwerbs, für einen Deutschsprecher und -schreiber vergleichbar der Akzentsetzung im Französischen!

Instruktiv ist auch *Guare guan cher* < *Guar quantu* (Nr. 89), das auf *Guane gvestu* (Nr. 87) folgt. Ist das nicht ein typischer Flexionsfehler eines Sprachlerner? Vielleicht wären unter dieser Rubrik auch zweimaliges (!) *cunt* (Nr. 18f.) statt *cum* sowie *habent* statt *habem* zu verzeichnen – das ist so auffällig und unauffällig, wie wenn heute ein Deutscher, der Französisch lernt, *je va* schreibt, zumal derartige Flexionsfehler in den *Gesprächen* nicht selten sind (Haubrichs und Pfister 51; Klein, “Gespräche” 39–44 u. ö.). Eines Sprachlerner übrigen, der im Lateinischen merklich sicherer ist als im Deutschen, der aber trotzdem auch dort immer wieder Flüchtighkeitsfehler produziert und diese, nicht anders als im Deutschen, dann sofort bessert (*meum* < *eum* [Nr. 51], *parvm* < *parom* [Nr. 74]). Gerade dass der Übergang zwischen ‘Fehlern’ im Deutschen und dem romanischen Gepräge der Graphie fließend ist (Beispiele bei Haubrichs und Pfister 13), spricht dafür, dass das Problem primär nicht eines des Kopierens, sondern des Aufschreibens von Gehörtem ist. Klare Abschreibfehler vermag ich in all dem jedenfalls nicht zu erkennen, allenfalls lägen solche vor in *luzer* (Nr. 74), das vielleicht *luzec* heißen müsste,¹⁶ *andrer* < *aridrer* (Nr. 103) und *tata* < *tara* (Nr. 104),¹⁷ aber ähnliche Buchstaben werden auch in der Flüchtigkeit gerne verwechselt (davon nicht zu reden, dass das Gestrichene in den letzten beiden Fällen kaum zu entziffern ist).

Und selbst wenn diese Einträge Abschrift von Vorhandenem wären, ist doch unbestreitbar, dass dahinter eine Vorlage gestanden haben müsste, die selbst schon von der eigenwilligen Graphie geprägt gewesen wäre.¹⁸ Denn diese ist nicht als Abschreibartefakt erklärlich, sondern nur als Relikt eines (gleichwohl bescheidenen) mündlichen Sprachvermögens, das auf völlige schreibsprachliche Inkompetenz trifft. Auch wenn dies also Abschrift wäre, müsste die Vorlage (der

Vorlage der Vorlage ...) aus der Mündlichkeit gekommen sein. Das Instrumentarium, das die Philologie des 19. Jahrhunderts für 'alte' Texte entwickelt hat, zielt darum an diesem Zeugnis vorbei, weil es nicht dafür gemacht ist, Texte zu analysieren und deren diachrone Tiefe abzuschätzen, die *von vornherein* keinen verlässlichen Wortlaut bieten, sondern durch und durch fehlerhaft und defizitär sind. Es genügt, sich vorzustellen, was Karl Lachmann mit der Schularbeit eines 15-jährigen Deutschen gemacht hätte, der seit wenigen Monaten Französisch lernt. Mit einiger Sicherheit hätte er alle Worte und Sätze richtig gestellt; aber das Original wäre damit unendlich weit verfehlt. Einen "tatsächlichen Urzustand des Gesprächsbüchleins," über den "die Kopie [...] verfälschende Auskunft gibt" (Schützeichel 503; zit. auch bei Haubrichs und Pfister 15), existiert nur als Philologenphantasma; viel spricht dafür, dass die Kopie selbst der Urzustand des schriftlichen Textes ist, verfälschend ist es, dahinter einen 'besseren' deutschen Text zu suchen, richtig wäre es, sich Gedanken über die mündliche Sprechpraxis dahinter zu machen.¹⁹

19. Wegweisend dafür sind die linguistischen Analysen bei Klein, "Gespräche" 48–57, der in erster Linie zeigt, dass das Kategorien- und Formsystem (im Zentrum stehen Flexionslehre und Endsilben) einer radikalen Vereinfachung unterworfen ist. Erste Ansätze zur Syntax der *Gespräche* bietet Meineke.

Haubrichs, der freilich von der Vorlagenhypothese aus argumentiert, ortet in der "althochdeutsche[n] Grundschrift" eine eigentümliche Mischung aus mittel- (Zweite Lautverschiebung) und niederfränkischen Elementen (durchgehende Monophthongierung), was ihn zur These bringt, dass "die Heimat jenes althochdeutschen Dialektes, den der Redaktor – sicherlich als Zweitsprache – beherrschte, entweder im bilingualen Kontaktgebiet am Westrand des Mittelfränkischen gesucht werden [muß] oder in bisher nicht weiter bekannten westfränkischen Sprachinseln" (Haubrichs und Pfister, die Zitate 73 und 82; ähnlich schon Penzl, "Gimer" 394f.). Das Westfränkische ist dabei so etwas wie ein sprachhistorischer Joker für eine Varietät, die Elemente verschiedener anderer, mehr oder weniger unterschiedlicher Varietäten des Althochdeutschen eklektisch kombiniert (so noch als favorisierte Variante bei Klein, "Gespräche" 47f., 57 u. ö., außerdem Gusmani). Ich frage mich, ob man nicht besser daran täte, die volle Heterogenität des Befundes nicht hinter einem solchen harmonisierenden Konstrukt zu verbergen: Denn könnte nicht die sprachliche Hybridität ebenfalls ein Zeugnis für die schwache Sprachkompetenz dessen sein, der dies zuerst aufgeschrieben hat (vgl. in Ansätzen Penzl, "Gimer" 396)? Wer heute in Europa eine Fremdsprache lernt und nicht das Glück hat, diese von einem *native speaker* vermittelt zu bekommen, der wird am Ende ein ganz ähnliches Dialektkauderwelsch sprechen (dies die andere von Klein, "Ge-

sprache” 47f. vorgeschlagene Variante), und dies, obwohl es heute so etwas wie ‘Standardsprachen’ gibt!

Sowohl die schreibsprachlichen Defizite als auch die Korrekturen also signalisieren möglicherweise genau das Gegenteil dessen, was man in ihnen angezeigt sehen wollte. Erhärtet werden die Zweifel an der Vorstellung einer durch inkompetente Abschrift(en) ruinierten ‘guten’ Vorlage von der chaotischen Ordnung der Einträge (auch dort, wo sie, etwa am oberen Seitenrand oder zwischen den Spalten, in unmittelbarer Folge stehen). Die 14 Einträge umfassende Wortliste zu Beginn ist, es war oben schon gesagt worden, offenbar geschult an der Glossarpraxis der Zeit. Während aber dort, etwa in den *Kasseler Glossen* oder im *Vocabularius Sancti Galli*, diese Listen, auch nur jene der Körperteile, von erheblicher Länge und Detailverliebtheit (bis hin zu einzelnen Knöchlein) ist, wirkt die Liste in den *Gesprächen* kurzatmig. Dass sie bald in eine unvorhersehbare Richtung abbiegt und dann die Lexikonstruktur ganz verlassen wird, ließe sich bequem darüber erklären, dass hier aus dem Gedächtnis geschrieben wird, was mündlich gelernt worden ist. Vielleicht erklärt dies auch das irritierende Wortpaar Nr. 6: *Zunguen dentes*. Man hat dies früher (siehe die Anmerkung von Steinmeyer und Sievers) als Abschreibfehler gewertet. Aber warum sollten gleich zwei Wörter übersprungen werden? Kann das nicht einfach auch ein schlichter Vokabelfehler sein?

Nichts anderes ergibt sich aus dem Aufbau der folgenden, längeren Phrasengruppe. Dass sie sich so schwer in Binnenpartien gliedern lässt, hat seinen Grund in ihrer heterogenen Strukturierung. Es sind mindestens drei Strukturmuster, die einander überlagern und in Summe dazu führen, dass die *Gespräche* eigentümlich vage dahinfließen. Das erste dieser Strukturmuster besteht darin, dass thematisch Ähnliches zusammensteht. Auf diese Weise hatte ich mich oben an einer Grobgliederung versucht, es muss hier nicht wiederholt werden. Das zweite Strukturmuster arbeitet gegen dieses erste an, indem es – wie im Sprachlehrbuch – Beispielsätze mit geringer Variation wiederholt, um Wortfelder abzustecken und zugleich Flexionsübungen zu unternehmen: 51. *Gimer min ros .i. da mihi meum equum*. 52. *Gimer min schelt .i. scutum*. 53. *Gimer min spera*. 54. *Gimer min suarda*. [i.] *spata*. 55. *Gimer min ansco .i. quantos*. 56. *Gimer min stap .i. fustum*. 57. *Gimer min matzer .i. cultellum*. 58. *Gimer cherize .i. candela*. Die Beispielreihe demonstriert zugleich, dass hier nicht geschrieben wird, um irgendeine Art verbindlichen Wort- oder Phrasenschatz festzulegen: Lateinisch übersetzt wird nur, was – von einem Spre-

cherindividuum – vergessen zu werden droht. Bei einigen Wörtern ist der Schreibende sich offenbar sicherer als bei anderen und lässt die Übersetzung weg, in jedem Fall verzichtet er (hier und auch sonst systematisch) auf die Wiederholung gleich bleibender Satzteile, an anderer Stelle (siehe das Zitat ab Nr. 60 im Folgenden) begnügt er sich mit ungefähren Übertragungen. Auch die (nicht sehr häufigen) Einträge, bei denen im Eintrag selbst Varianten gegeben werden, fallen in dieses Strukturmuster, z. B.: *gueselle* neben *guenoz* in Nr. 15 oder 91. *Cat henens cindes .i. uade uiam l cad henens huegues.*

Das dritte Strukturmuster ist das elaborierteste; es hat die größte Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen und letztlich auch dazu geführt, dass man diese Sammlung an Einträgen *Gespräche* hat nennen wollen. Es besteht darin, die einfachen Sätze zu beispielhaften Dialogen auszubauen, ohne dass immer klar wäre, wie sich hier Zufall und Absicht, wie bewusstes, halb bewusstes und unbewusstes Arrangement sich zueinander verhalten. Die komplizierteste und längste, vielleicht auch komplexeste Stelle ist diese:

59. Guar es taz uip .i. ubi est tua femina? 60. Quandi næ guarin ger za metina .i. quare non fuisti ad matutinas? 61. En ualde .i. ego nolui. 62. Ger ensclephen bitte uip in ore bette .i. tu iacuisti ad feminam in tuo lecto. 63. Guez or erre az pe de semauda [pe desem auda ‘bei diesem Haupte’, vgl. die Anm. bei Haubrichs und Pfister] ger enslephen pe dez uip sesterai [so est er ai nach Martin, vgl. die Anm. der Ausg.] rebulga .i. si sciuerit hoc senior tuvs²⁰ iratus erit tibi per meum caput. 64. Guaz queten ger, erra .i. quid dicitis uos? 65. Coorestu, narra .i. ausculata, fol. 66. Gualdestu abe de tinen rose ter uht [‘Haut’] ze tine ruge .i. uelles corium de tuo equo habere in ollo tuo? 67. Narra er sarda gerra .i. stultus uoluntarie fvttit.²¹

20. Korrigiert aus *tuis*.

21. Korrigiert aus *fottit*.

Die Passage steht am rechten Seitenrand von fol. 1^r wie aus einem Guss, davor ein Umbruch (mit Nr. 59 beginnt diese ‘Marginalspalte’), darunter freier Raum vor dem nächsten Eintrag. Das alleine bedeutet noch nichts, und vielleicht hat hier der eine Satz mit dem anderen nichts zu tun. Vielleicht verbirgt sich dahinter aber auch eine sprachlich holprig realisierte burleske Szene. Mit einigem *good will* könnte man sich einen Dialog oder eine Verschachtelung mehrerer Minimaldialoge denken, der oder die irgendwie mit Herr/Knecht, Matutinschwänzen, Ehebruch und drohender Strafe zu tun hätte(n). Natürlich knarzt der Dialog an allen Ecken und Enden – das Assoziationsgeflecht aber ist latent.

In welche makrostrukturellen Nöte die Überlagerung der drei Strukturprinzipien führen kann, lässt sich an einer viel schlichteren Passage zeigen. Sie firmiert ganz am Beginn der Phrasengruppe. Zuerst stehen zwei Phrasen, die als Frage-Antwort-Struktur funktionieren: 15. *Guare uenge inat selida, gueselle t guenoz .i. par .i. ubi abuisti mansionem ac nocte, conpagn?* 16. *Ze garaben us selida .i. ad mansionem comitis.* Durch Assoziation (Weggehen > Kommen) folgt wiederum Frage-Antwort: 17. *Guane cumet ger, brothro .i. unde uenis, frater?* 18. *E cunt mino dodon us .i. de domo domni mei.* 19. *ul e cunt mer min erre us .i. de domo senioris mei.* Wobei die Antwort ihrerseits durch eine Variationsreihe *en miniature* aufgeschwellt ist. Dann wird die ganze Frage-Antwort-Struktur variiert: 20. *Gueliche lande cumen ger .i. de qua patria?* 21. *E guas mer in gene francia .i. in francia fui.* Und nochmals assoziativ (Aufenthalt > Zeitvertreib): 22. *Guæz ge dar daden .i. quid fecisti ibi?* 23. *Enbez mer dar .i. disnau me ibi.*

Das Spiel ließe sich noch über einige Phrasen hinweg fortsetzen. Es änderte nichts an der Beobachtung, dass im ständigen Schwanken zwischen Assoziationsreihe, Variationsreihe und Dialogreihe eine Art *stream of lexicological consciousness* entsteht, der sich aber nun durchaus nicht über eine wie auch immer katastrophale Abschrift einer wohlgeordneten Vorlage erklären lässt. Hier springt ganz offensichtlich der auf eine fremde Sprache gerichtete Gedanke hin und her zwischen verschiedenen Modi des Sprachlernens, wie man sie im Grunde auch aus der Subgliederung moderner Fremdsprachenlehrbücher kennt.

Warum sollte also diese in ihrer Anlage einzigartige Sammlung nicht schlicht eine Sammlung von Lernnotizen sein, aufgeschrieben, um sich daran zu erinnern, von einem individuellen Sprecher, der hier kein Glossar für irgendeine Nachwelt bewahrt, sondern sich einen Lernbehelf für den Eigenbedarf geschaffen hat,²² einem ‚Deutschschüler‘, der aus dem Gedächtnis einen Teil seines Vokabel- und Phrasenwissens festschreibt, getragen von thematischen Assoziationen, didaktischen Variationen und kurzen Gesprächsexperimenten? Das Vulgärlatein mit dem starken romanischen Einschlag (ausführlich die Untersuchungen bei Haubrichs und Pfister, zusammenfassend 46) passt zur Lokalisierung der Handschrift im zentralen Frankreich, wofür nicht zuletzt auch spricht, dass von derselben Hand, die die Bilinguen eingetragen hat, eine Liste französischer Ortsnamen stammt, die in die Region um Sens fallen (fol. 23v; vgl. Steinmeyer und Sievers 5: 523f.; Bischoff 133; detailliert Haubrichs, „Herkunft“ 95–98 und Haubrichs und Pfister 9–11). Die romanisierende Graphie

22. Vgl. in Ansätzen Steinmeyer und Sievers 5: 524. Dazu passt auch, dass die Schrift „einen ‚für persönliche Einträge und Glossen in Frankreich verbreiteten Typ‘ vertritt“ (Haubrichs, „Herkunft“ 95, das Binnenzeitat ist eine briefliche Mitteilung von Bernhard Bischoff). Vgl. Haubrichs und Pfister 6.

23. Schmid 420–25 listet als Kategorien: Kontaktaufnahme und -pflege, Konflikt, Aufforderungen und Ansprüche, Formelhaftes, Körperteile, Leute: Benennungen und Verbleib, räumliche und zeitliche Orientierung.

24. Ob sie unbedingt den ‘Predigtvorbereitungen’ dienen (Endermann 77), sei dahingestellt.

25. Haubrichs, der für die *Gespräche* an der These eines Sprachführers festhält (siehe oben), gibt für die *Tatian*-Exzerpte immerhin vorsichtig zu bedenken: “Vielleicht drückt sich hierin bereits ein sekundärer Gebrauch der Sammlung, etwa im Sinne einer über Reiseprobleme hinausgehenden Förderung der Sprachkompetenz aus” (Haubrichs und Pfister 8). Aber warum muss das ‘sekundär’ sein? Und wenn dies für die wohl von derselben Hand stammenden *Tatian*-Exzerpte gilt, wäre es dann nicht nahe liegend, dasselbe auch für die vorstehenden *Gespräche* zu vermuten?

26. Darum ist der Vergleich der *Gespräche* mit einem heutigen Sprachführer bei Schubert 55 irreführend: Schubert stellt dort Sachgruppen der *Gespräche* und des modernen Sprachführers einander gegenüber und suggeriert eine Deckungsgleichheit, die nicht besteht: Erstens ist die Gewichtung der Sachgruppen völlig verschieden, zweitens fehlt die Hauptmasse der Sachgruppen aus dem *Langenscheidt* den *Gesprächen*. Dass wiederum die Sachgruppen der *Gespräche* im *Langenscheidt* lückenlos erfasst sind, erstaunt nicht: Der *Langenscheidt* versteht sich als universal, also beinhaltet er – unter anderem! – auch die Themenbereiche der *Gespräche*.

27. In die Sphäre der Prostitution verweist allenfalls der dritte ‘Ficken’-Satz, vgl. Penzl, “Gimer” 395.

28. Haubrichs und Pfister lesen danach *scio. n[on]* (das ich am Digitalisat nicht ansatzweise sehen kann) und verstehen **nast e* als ‘nicht weiß ich’.

des Deutschen sowie der lexikologisch-phraseologische Bewusstseinsstrom passen wiederum zur mündlichen Aneignung einer fremden Sprache – das Gesamtbild ist ein durchaus stimmiges. Auch die *Tatian*-Exzerpte, die den Wortschatz der *Gespräche* (ohne unmittelbar erkennbare Systematik;²³ nur ein religiöser Einschlag ist unverkennbar) erweitern,²⁴ fügen sich diesem ein: Wenn sie von derselben Hand stammen, zeigen sie die andere Seite der Sprachlernmedaille, denn hier wird, wie die weitgehend konventionelle althochdeutsche Graphie zeigt, nicht mündlich Erlerntes unbeholfen aufgeschrieben, sondern schriftlich Vorliegendes abgeschrieben. Sobald aber die Vorlage auslässt – es ist der Fall bei den drei Einfügungen, die keine Entsprechung im *Tatian* haben –, verlässt sich der Schreiber wieder auf seine eigenwillige Graphie.²⁵

Die Annahme eines Sprachreisebüchleins erübrigt sich damit gleich doppelt: Erstens ist ihr die hypothetische Vorlage abhanden gekommen, ohne die diese Annahme nicht funktioniert (niemand wird das *Abavus*-Glossar in dieser Buchgestalt mit auf Reisen genommen haben), zweitens sperrt sich die ganze Charakteristik (Anordnung, Auswahl) der Wörter und Sätze gegen diese Vorstellung. Im Übrigen sollte man bedenken: Wer nur diese Sätze im Gepäck trägt, sollte vielleicht besser gleich zuhause bleiben.²⁶

Es bleibt die Frage, woher die markanten Obszönitäten und Malediktionen rühren. Mit der Vorstellung eines Sprachlerner wollen sie nicht so recht zusammengehen. Und doch sind sie dominant. In den wenigen dutzend Einträgen wird heftig geflucht (Nr. 42 – oben zitiert) und gleich dreimal ‘gefickt’ (Nr. 83, 67 und 101 – ebenfalls oben zitiert). Mit diesen Einsprengseln hat sich die Forschung bislang schwer getan: In einen Sprachführer gehören sie nicht, und bei aller opportunen witzigen Auflockerung des Sprachunterrichts mag man sich eine derart krasse Alterität (Schubert 64) des Spracherwerbs nicht vorstellen. ‘Ein Narr, wer gerne fickt.’ als Schluss eines brüchigen Dialogs (?), die Frage ‘Wie oft hast du gefickt?’,²⁷ deren Antwort dunkel bleibt (84. *Terue †nastet .i. ...*),²⁸ dann die fast absurde Malediktion ‘Einen Hundsarsch in deine Nase!’ – man würde es anders erwartet haben. Aber könnte dies nicht vielleicht ein gezieltes Aufbrechen der trockenen Sobrietee des mühsamen Sprachlernens sein, verbunden mit einer fremdsprachlichen Faszination für das Experimentieren mit sprachlichen Tabus? Vielleicht wäre dann der Nase-Arsch-Tausch nicht nur saublöd, sondern auf seine sonderbare Weise originell noch dazu? Und steht deshalb die gerade trak-

tierte Nr. 83 unmittelbar nach 82. *En gualiche steta colernen ger .i. in quo loquo hoc didicisti?*

Ich tue mir sehr schwer, dabei nicht an halbwüchsige Gymnasiasten zu denken, die Englisch- oder Französischübungsbücher mit deftigen Kraftausdrücken aller Art ausschmücken. Oder auch – nun doch ein Sprachführer – an Monty Python's Sketch vom *Dirty Hungarian Phrase Book*. Wörterbücher ihrem Zweck zu entfremden, die platte Nüchternheit von Glossaren ins Absurde kippen zu lassen, ihre unerträgliche Sinnfestigkeit zu unterlaufen, ist dem Sprachwitz das Nächstliegende. Dass die Entfremdung dabei häufig über die Sexualsphäre gespielt wird, muss ebenfalls nicht wundernehmen: Die Faszination von Lernern für tabuisierte Bereiche der Sprache – für Fäkal- und Sexualsprache insbesondere – lässt sich in jeder halbwüchsigen Schulklasse beobachten. Gewiss ist das pubertär – aber doch irgendwie ohne rigide Altersbeschränkung.²⁹

Es wäre im Übrigen nicht der einzige Ort dieser Handschrift, der sich als Hinterlassenschaft eines – ich phantasie – Klosternovizen erklären ließe (der freilich, wie die Schrift zeigt, schon erklecklich gut zu schreiben versteht). Am Ende des *Abavus*-Glossars fol. 74r, wo etwas freier Raum geblieben ist, hat sich ein völlig unbeholfener Federzeichner geübt (der auch an anderen Stellen der Handschrift gewütet hat: fol. 53v, 85v). Die Kritzeleien zeigen einmal einen Drachen-Hund (?), dann eine von drei Köpfen gerahmte Szene: zwei davon links untereinander, überschrieben mit *cherubin* und *serafin*, der dritte rechts unten, den Blick aufs Zentrum der Szene gerichtet. Dort steht ein riesenhafter Mann, der ganz aus den anatomischen Proportionen geraten ist, in beiden Händen eine Axt, mit der er gerade einen anderen Mann köpft (von dem kaum mehr ausgeführt ist als eben dieser Kopf). Um den Kopf des Axtführers herum wird erklärt *mortalitas est iste homo.*, links davon, leicht nach unten versetzt, zwischen diesem Spruch und dem *cherubin* die (vermutlich) Überschrift der Szene: *in timotum*. Auch wenn die Axt keine Keule ist und auch wenn die Steine fehlen, so dürfte es doch das berühmte brutale Martyrium des Heiligen Timotheus sein, das hier am Ende eines Glossars, inmitten einer Handschrift eingefangen wird, die mit diesem inhaltlich nichts, institutionell aber doch sehr viel zu tun hat, wenn man sie im klösterlichen Schulbetrieb verortet. Und wie bei den obszönen und groben Wendungen der *Gespräche*, die keine Gespräche sind, wäre auch hier der Gestus ein (im weiteren Sinne) pubertärer: Wer sich so primitiv fürs 'Ficken' begeistern kann, hat oft auch ein Herz fürs Blutige.

29. In der jüngsten Anthologie althochdeutscher Literatur stehen die *Gespräche* nicht ohne Zufall – wie auch die *Kasseler Glossen* – in der Sektion "Schule und Spracharbeit" (Müller 224–29). Die Kommentierung (ebd., 373–75) aber bleibt durchaus traditionell, z. B. ebd. 373: "Die beiden Zeugnisse waren wohl als Sprachführer auf Reisen gedacht."

Kasseler Glossen

Die *Pariser Gespräche* werden in der Forschung traditionell mit einem weiteren Relikt der althochdeutschen Zeit zusammengesehen, das man meist *Kasseler Glossen*, seltener auch *Kasseler Gespräche* (Edition: Steinmeyer und Sievers 3: 9–13) nennt. Erhalten sind sie in einer Handschrift des frühen 9. Jahrhunderts, die heute in der Universitätsbibliothek Kassel bzw. der Landesbibliothek und Murhardtschen Bibliothek der Stadt Kassel unter der Signatur 4° Ms. theol. 24 aufbewahrt wird;³⁰ ursprünglich dürfte sie aus Bayern, vielleicht aus Regensburg stammen.³¹

30. Digitalisat.

31. Datierung und Lokalisierung nach Bischoff 123. Vgl. Schröder 62. – Die These von Mettke, die *Kasseler Glossen* wären wegen der (vermeintlich) engen Verwandtschaft mit den Pariser Gesprächen ins französisch-deutsche Grenzgebiet zu setzen, hat soweit ich sehe keinen Zuspuch gefunden.

Die Sammelhandschrift (Katalogisat bei Bergmann und Stricker 2: 739–41 [mit älterer Literatur]) enthält überwiegend lateinische Texte: die *Canones apostolorum* (fol. 2r–13r), die *Constitutio et fides Nicaeni concilii* (fol. 18r–29r) – beide Exzerpte der *Canones conciliorum* der Dionysio-Hadriana –, ein *Ordo ad paenitentiam dandam* samt einiger *Orationen* (fol. 29v–32v), schließlich ein *Paenitentiale* (fol. 32v–60r). Mitten unter den lateinischen Texten stehen die beiden deutschen, zuerst fol. 13v–15r die so genannte *Exhortatio ad plebem christianam*, anders als die lateinischen Texte ohne einleitende Rubrik, beginnend auf einer neuen, allerdings der Rückseite des vorhergehenden lateinischen Textes. Die ‘Exhortatio’, die außerdem noch in ähnlicher Anlage in München, Staatsbibliothek, Clm 6244 (südbair., Anfang 9. Jh.) überliefert ist, bietet einen zweisprachigen Mahnruf an jeden Christen, die zentralen Wahrheiten seines Glaubens zu kennen und weiterzugeben. Lateinischer (links) und deutscher Text (rechts) stehen in einer Spaltensynopse, die Spalten sind durch einen Trennstrich separiert. Unmittelbar auf die *Exhortatio* folgen, wiederum ohne Rubrik und mitten in der Seite, die *Kasseler Glossen* (fol. 15r–17v), die zunächst ebenfalls mit Spalten operieren, wiederum links Latein, rechts Deutsch. Die Spaltenzahl variiert von Seite zu Seite: 6 Spalten (also drei Doppelspalten) auf fol. 15r, 4 auf 15v, detto 16r, 5 (!) Spalten aber auf 16v, was dazu führt, dass in der fünften Spalte lateinischer und deutscher Text nicht nebeneinander, sondern untereinander geführt werden (die Einträge 11/27–11/38; 11/39 steht unter dem Spaltenspiegel). Dieses System wird für die restlichen beiden Seiten beibehalten: Auf fol. 17r sind die Einträge fortlaufend lateinisch-deutsch geschrieben, ebenso auf fol. 17v, die von den Glossen ganz ausgefüllt wird. Die deutschen Partien scheinen von derselben oder einer ähnlichen Hand geschrieben wie die lateinischen, auffällig ist die merklich kleinere Schrift bei den *Glos-*

sen, die außerdem vergleichsweise stark abgerieben, vielleicht auch mit einer etwas helleren Tinte gesetzt sind.

Tatsächlich ähnelt die Anlage der *Kasseler Glossen* über weite Strecken jener der *Pariser Gespräche*, mit dem Unterschied allerdings, dass die *Kasseler Glossen* wesentlich stärker reguliert sind und dadurch in mehrfacher Hinsicht nicht von jener spektakulären Extravaganz wie die *Pariser Gespräche*. Ich will kurz die Parallelen und Differenzen sammeln:

Auch die *Kasseler Glossen* bestehen, wie die *Gespräche*, aus einem lexikalischen und einem phraseologischen Teil. Allerdings ist die Wortliste nun deutlich länger – sie zählt bei Steinmeyer und Sievers 180 Einträge –, während die anschließenden Sätze lediglich aus 46 Nummern bestehen.

Wiederum scheint der lexikalische Teil von bestehenden Glossaren abhängig, aber während die *Gespräche* den Eindruck vermitteln, dass hier jemand eine Körperteilliste aus dem kurzen Gedächtnis aufgeschrieben hat, wurde die Wortliste der *Glossen* mit ziemlicher Sicherheit abgeschrieben (siehe unten). Es stehen wiederum zuerst die Körperteile (9/1–10/14), dann folgen die (Haus-)Tiere (10/15–43), dann Teile des Hauses (10/44–11/1), Kleidung (11/2–10), Hausgerät (11/11–42) und eine bunte Restkategorie Diverses (11/43–12/23; vgl. Schröder 62; Stricker, “Glossen” 225). Und auch innerhalb der Subeinheiten ist die Gliederung strenger als in den *Gesprächen*. Während sich dort die Körperteilordnung bereits innerhalb von 14 Einträgen verflüchtigt, kommen thematisch fremde Einträge zwar auch in den *Glossen* vor, aber nur selten und vereinzelt. Beispiel ist etwa *Unctura smero* (10/11), also ‘Schmier, Salbe’, die von diversen Teilen des Torso umschlossen wird – wohl weil sie dort ihre Anwendung findet. Auch die Separierung von Wort- und Satzlisten ist strenger als in den ‘Gesprächen’: Hin und wieder werden die Wortlisten von Beispielsätzen unterbrochen, die Ordnung wird davon aber stets nur gestört, nie wirklich instabil. So stehen nach einigen Körperteilen – *Capilli fahs* (9/4) war bereits gelistet worden, wir befinden uns am Übergang vom Gesichts zu Hals und Schulter – die Phrasen: *Tondit skirit*, *Tundi meo capilli skirminfahs*, *Radi me meo collo skirminanhals*, *Radi meo parba skirminanpart* (9/16–19). Darauf wird wohl noch homonymisch *Radices uurzun* (9/20) inseriert, dann geht es weiter mit Lippen und Brauen.

Diese Tendenz zur stärkeren Regulierung ist auch aus der Anlage der *Kasseler Glossen* ersichtlich: Sie sind nicht mehr oder minder unregelmäßig in einen bestehenden Text hineingeschrieben, zufäl-

lig frei gebliebenen Raum nutzend, sondern sie bilden eine eigene und als solche geplante Sektion des Codex von nicht minder planvoller Anlage. Auch bei den *Glossen* werden (nun: stets und ohne Ausnahme) lateinisch-deutsche Wort- und Satzpaare geboten, doch nun stehen sie (meistenteils) fein säuberlich in Spalten sortiert. Besonders bei den Wortlisten funktioniert diese Systematik gut. Bei den Sätzen ist sie mitunter dysfunktional, weil dann Umbrüche nötig werden und die Handschrift keinerlei graphische Orientierungshilfe bietet, wie viele lateinisch-deutsche Einträge zu einem Satz zusammengehören und wo der nächste Eintrag beginnt; da es sich dabei bereits um die fortlaufend geschriebene Partie der *Glossen* handelt und dort keinerlei Notwendigkeit besteht, die Sätze derart zu zerschneiden, liegt es nahe, den Text als Abschrift einer Vorlage zu begreifen, die durchgehend in Spalten angelegt war. Dafür spricht auch, dass einige Lemmata auf eine Weise zerschnitten sind, wie es nur bei einer Abschrift denkbar ist, z. B. unter der Fingerliste, *Medicus laahhi. Articulata altee. Minimus minnisto* (9/46–10/1), das ein Rätsel aufgibt. Da sowohl der *auricularis* als auch der *minimus* den kleinen Finger (*minnisto*) bezeichnen – *medicus*, der ‘Arzt’, benennt den Ringfinger (mhd. *lâchenære*) –, muss *altee* aus *alde* oder dergleichen verschrieben sein; wieder ist der Zeilenfall abschriftbedingt gestört.

Ordnung herrscht schließlich innerhalb jener Schlusssektion, die man auch bei dieser Handschrift früher ‘Gesprächsbüchlein’ genannt hat. Während in den *Gesprächen* die Überlagerung dreier Ordnungsschemata Grenzziehungen erschwert hat, scheint in den *Glossen* alles reguliert; die Phrasen sind thematisch geordnet, innerhalb der thematischen Einheiten dominieren Flexionsübungen im Paradigma, die “in Richtung Konversationsgrammatik weisen” (Sonderregger, “Reflexe” 180). Der phraseologische Teil, dessen Anfang von einer Initiale markiert ist (*I*),³² beginnt mit Sätzen, die nach der Identität einer Person und ihrer Herkunft fragen (12/24–39), beginnend mit (ich ziehe die lateinischen und deutschen Partien zusammen): *Indica mih / Quomodo / Nomen habet / Homo iste = sagemir / uueo / namunhabê / deser man* (12/24–27). Eingeschoben ist, thematisch passend, eine kurze Flexionspassage zu *transire/faran* und *venire/queman* (12/31–38). Dann folgen Phrasen zum Bestreben und Begehren (12/40–51), im Zentrum Sätze mit *nesesse/durft*, der komplexeste Satz am Ende, wie bei einer guten Vokabelübung: *Necessitas est / Nobis / Tua / Gratia / Habere = durftist / uns / dina / huldi / zaha-penne* (12/47–51). Dann einige Minimalphrasen rund um *intellegere*,

32. Gesehen hat es Sonja Glauch, der ich für den Hinweis danke.

die ich mir mit der didaktischen Ausrichtung der *Glossen* erkläre (12/52–56; vgl. Penzl, “Gimer” 399), danach eine Sektion zum Befehlen, Befolgen und Verweigern (12/57–66) um *mandare/capeotan*, nach momenthaft imaginiertes Befehlsverweigerung (*Quare non / Facis = uuantani / tois*, 12/63f.) mit versöhnlichem (?; vgl. Penzl, “Stulti” 244; Schubert 60) Finale: *Sic potest / Fieri = somac uuesan* (12/65f.).

Danach ändert sich die Struktur: Es regieren nun Paare von Einzelwörtern: *sapiens/stultus = spahe/tole* (12/67–13/11), *velle/cogitare = uuellan/hogazan* (13/12–14. 15–19), *bonum/malum = cot/upile* (13,20–22). Die beiden letzten Sektionen bieten lediglich Minimalphrasen, z. B. *Uoluerunt = uueltun* (13/13) oder *Bonum est = cotist* (13/20). Umso elaborierter ist das Beispiel zu Klugheit und Dummheit; es ist das mit Abstand längste (und berühmteste) der gesamten Sammlung: *Stulti sunt / Romani / Sapienti sunt / Paioari / Modica est / Sapienti [sic!] / In romana / Plus habent / Stultitia / Quam sapientia = tolesint / uualha / spahesint / peigira / luzic ist / spahe / in-uualhum / merahapent / tolaheiti / dennespahi* (13/2–11).

Auch in dieser Sammlung wollte man einen (freilich abgeschrieben) Sprachführer für Romanen, die in deutsche Lande ziehen, sehen,³³ und auch hier überzeugt die Argumentation nicht. Zwar herrscht nun Ordnung, man findet sich in den Wort- und Satzlisten problemlos und rasch zurecht, aber als Minimalwortschatz und Minimalgrammatik ist mit diesen Wörtern und Sätzen wenig angefangen. Die Wortlisten sind viel zu spezifisch und gehen in einer Weise ins Detail, dass sie mitunter wohl auch einen thematisch desinteressierten Muttersprachler auf dem kalten Fuß erwischen könnten. Die Sätze wiederum sind eigentümlich blass und abstrakt, für alltägliche Gesprächssituationen ungeeignet (gegen Penzl, “Gimer” 397f., der diese Abstraktheit als Höflichkeit deutet).

Ich halte darum auch diese Sammlung für eine didaktische, auch wenn ihre Grundkoordinaten anders gelagert sind als bei den *Pariser Gesprächen*. Denn von okkasionellen Notizen eines individuellen Lerners wird man hier ebenso wenig sprechen können wie von einem Primat mündlicher Sprachkompetenz. Die *Kasseler Glossen* sind ein ‘guter’ Schrifttext, die Systematisierung und auch die Schreibkompetenz (sowohl der lateinischen wie auch der deutschen Wörter und Sätze) lässt auf einen geübten Schriftsprachler schließen, sodass die Vermutung nahe liegt, dass hier ein Lehrer für seine Lerner nützliche (und weniger nützliche) Vokabeln und Beispielsätze festgehalten hat. Darum ist es auch nun ungleich schwerer zu beurtei-

33. “einfache Redewendungen [...], die ein Romane, der nur Latein verstand, zur Verständigung in Bayern brauchte” (Schröder 62; Stricker, “Glossen” 225); “möglichlicherweise für einen Lateinkundigen gedacht [...], der sich mit Ahd.-Sprechern verständigen will” (Stricker, “Glossen” 226 [zum ‘Gesprächsteil’]). Dagegen wiederum nur Schubert (wie Anm. 12).

len, ob diese Sammlung Original oder Abschrift einer Vorlage ist: weil sich diese Art Text didaktisch mehrfach verwerten lässt. Wundern darf man sich allenfalls über die blassen Beispielsätze und die (wenig vollständigen) Flexionsübungen: Sie ähneln jenen der *Pariser Gespräche* durchaus, und es ist kaum sicher zu sagen, ob dies die (dann schwach systematische) Sprachlernpraxis der Zeit widerspiegelt oder ob hier schnell hingeworfene Notizen einer Vorlage, die vielleicht den *Gesprächen* geähnelt hat, *qua* Abschrift nobilitiert worden wären, nach dem Prinzip: Was einmal geschrieben steht, ist es auch wert, weiter abgeschrieben zu werden. Der Zufall hätte in diesem Fall 'Verbrauchssprachmaterial' als stabilen 'literarischen' Text stilisiert.

Wie dem auch sei: Dass hier Sprache gelernt wird, ist unbestreitbar, und der Kontext der Handschrift befördert diese Hypothese mit der zweisprachigen *Exhortatio* und den lateinischen Texten, die wohl ebenfalls Schulwissen vermitteln. Aber: Welche Sprache wird gelernt? Deutsch oder Latein? Die Forschung geht, vielleicht angeregt von den *Pariser Gesprächen*, davon aus, dass auch hier ein Romane (Franzose) Deutsch lernt. Ich meine, dass es gerade andersherum ist: Hier sollen Deutschsprecher ein romanisiertes Latein lernen. Die Frage lässt sich anhand des Layouts der Sammlung und der in ihr greifbaren Sprachkompetenz ihres Autors bzw. Schreibers (die Trennung fällt in dieser Sache sehr schwer) diskutieren.

Es war bereits gesagt worden, dass die Seitengestaltung der *Kasseler Glossen* eine durchaus luzide ist. Links Latein, rechts Deutsch. Man hat auf diese Anordnung bislang wenig Acht gegeben. Dabei ist es gerade sie, die auf eine denkbar einfache und doch schlagende Weise demonstriert, welches die zu lernende (Ziel-)Sprache ist und was das muttersprachliche (?) Vehikel, das deren Sinn transportiert: Im Abendland wird von links nach rechts gelesen, und dies gilt bis heute für fremdsprachliche Vokabel- und Phrasenlisten aller Art. Natürlich haben sich daneben auch gegengleiche Glossare als Behelfsmittel für den praktischen Spracherwerb längst eingebürgert, aber der didaktisch konservative Normalfall ist – seit jeher und bis heute –, dass eine fremde Sprache links durch die vertraute Sprache rechts erklärt wird. Auch in anderen Glossaren der althochdeutschen Zeit ist das die Regel; Beispiele wären der Sankt Galler *Abrogans*, der *Vocabularius Sancti Galli*, aber auch – im Lateinischen – beispielsweise das *Abavus-Glossar* der Pariser Handschrift oder eben die *Pariser Gespräche* selbst, die zwar nicht in Spaltenform stehen, aber trotzdem das Fremde links mit *i.* ins Vertraute rechts übersetzen.

Wie man angesichts dieser Gesetzmäßigkeit auf den Gedanken verfallen konnte, hier wäre ein Sprachführer für Romanen konserviert, ist mir unverständlich.

Passt dazu aber auch der sprachliche Befund? Immerhin fällt auf – und war lange bemerkt worden –, dass das Latein der *Kasseler Glossen* in den Wortlisten – kaum im ‘Gesprächsteil’ – einen immens starken romanisch-französischen Einschlag hat. Ein erheblicher Teil der Wörter ist bestenfalls gemeinromanisch, gewiss auch nicht mehr vulgärlateinisch, z. B. *mantun chinni* (9/11; frz. *menton*), *ordigas zaehun* (9/35; lat. *articulus*). Und damit nicht genug: Auch die Kasusendungen stimmen oft nicht bzw. sind durch altfranzösische ersetzt. Systematisch ist etwa lat. *-ae* für den Nominativ Plural der Feminina der *a*-Deklination durch *-as* ersetzt (vgl. dazu Stotz § 20). Wäre dies nicht doch ein stichhaltiges Zeugnis dafür, dass hier ein Wort- und Satz-glossar auf romanische Sprachkompetenz hingeschrieben wurde?

Zwei Hypothesen sind vorstellbar. Die eine nimmt Bezug auf die Textgeschichte des Glossars, die über den in Manchem ähnlichen *Vocabularius Sancti Galli* ins Angelsächsische verweist.³⁴ Soweit es sich rekonstruieren lässt, hätte ein insulares Glossar im späteren 8. Jahrhundert seinen Weg über den Kontinent angetreten; dass es dabei romanisch weiter- und umgeprägt wurde, ist dann eigentlich nur natürlich.³⁵ Ob es auch die Intensität des romanischen Einschlags in den *Kasseler Glossen* erklärt, sei dahingestellt, zumal dieser im *Vocabularius* erheblich geringer ist. Die andere ist kühner: Ließe sich die These vom Sprachführer für einen Romanen nicht schlicht ins Negative verkehren, sodass mit den *Kasseler Glossen* – von dem Irrsinn eines Sprachführers einmal abgesehen – ein Dokument des lateinisch-romanischen Spracherwerbs durch Deutsche vorläge? Wenn man bedenkt, dass die französische Sprach- und Literaturgeschichte zur Zeit der Niederschrift der *Kasseler Glossen* noch eine blutjunge ist und die romanischen Sprachen wohl noch eine viel engere Einheit bilden als in späteren Jahrhunderten, noch nahe mit dem Mittellatein der Zeit verschwägert, wäre es dann nicht gut denkbar, dass hier eine Art Gemeinromanisch didaktisch aufbereitet wird, ein Esperanto des 9. Jahrhunderts, wie es Salvatore in Umberto Eco's *Il nome della rosa* spricht, eine Kunstsprache, die es so vielleicht nie gegeben hat (oder doch? als Verkehrssprache eben?), die aber dem Deutschsprecher durchaus hilfreich ist, wenn er sich mit Romanen verständigen will?

Dies genauer zu beurteilen, mangelt es mir an Kompetenz, so dass diese Frage nach der Natur der zu lernenden Zielsprache offen

34. Bischoff 118 weist darauf hin, dass der ‘Vocabularius’ in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts zwar auf dem Kontinent, jedoch von einem Schreiber, der in der angelsächsischen Tradition ausgebildet war, geschrieben worden sei. Vgl. Stricker, ‘Vocabularius.’

35. Man muss deshalb nicht gleich die schwer zu belegende These Georg Baeseckes adoptieren (Baesecke, ‘Vocabularius’), der aus *Kasseler Glossen*, *Vocabularius* und (!) den *Pariser Gesprächen* auf eine gemeinsame (angelsächsische?) Vorlage schließt, die wiederum durch die ‘Hermeneumata’ des Pseudo-Do-sitheus, ein antikes Schulbuch, beeinflusst worden wäre. Ähnlich Penzl, ‘Gimer’ 395f.; Schubert 54; vorsichtig kritisch Schröder 63; zuletzt grundlegend (und Baeseckes Thesen weitgehend revidierend) Klein, ‘Vocabularius.’

36. Ich beschränke mich hier auf den ‘Gesprächsteil’, aber auch in den Wortlisten davor zeugen gerade die lateinischen Kasusendungen von einiger Unsicherheit.

37. Gewiss ließe sich der Spieß hier auch umkehren und fragen, ob die Flexionsfehler nicht im Deutschen liegen. Dagegen spricht, dass sich die anderen genannten Fehlleistungen allesamt im Bereich des Lateinischen/Gemeinromanischen konzentrieren.

38. So Schubert 57 u. ö. Ob man deshalb aber alle “Sprunghaftigkeit” (58) der *Gespräche* als Ausdruck einer “Sprachkomik des Non-sequitur” (49) nehmen muss, scheint mir zweifelhaft. Eine Zusammenstellung von Phrasen wird nicht alleine dadurch komisch, dass sie lose geartet ist; die Pointen, die Schubert aus den Diskontinuitäten der *Gespräche* entwickelt, sind durchwegs bemüht (58–65).

39. Anders als das zweite *sapienti* (für *sapientia*) kann dieses kein Flüchtigkeitsfehler sein.

40. Die Form scheint auch mlat. singular zu sein; vgl. Stotz § 12.5 (mit Verzeichnung des Belegs), der unmittelbar dazu notiert: “Man gewinnt dabei allgemein den Eindruck, daß Lautformen, die nirgendwo im jeweils regulären Paradigma vorkommen, auf anspruchslöse Texte beschränkt geblieben sind.”

bleiben muss. Eindeutig aber bleibt, dass diese nicht das Deutsche ist. Dafür gibt es nun wieder solideren Grund: Wer immer die *Glossen* konzipiert und/oder aufgeschrieben hat, war im Deutschen merklich trittfester als im romanisierten Latein. Das (vermutlich) Regensburger Bairisch ist fast fehlerfrei, die deutsche Graphie ist – gerade im Vergleich mit den *Gesprächen* – so makellos, wie sie im 9. Jahrhundert sein kann. Das romanisierte Latein ist im Vergleich dazu viel unsicherer. Das zeigt das bereits erwähnte Schwanken zwischen Latein und Französisch in den Wortlisten, das zeigen aber noch mehr eine Reihe von (Grammatik-)Fehlern. Diese Fehler³⁶ sind wenige und keine dramatischen – solche eben, wie sie auch heutigen Fremdsprachenlehrern (!), wenn diese keine *native speakers* sind (und das ist der Regelfall), passieren. Ein banales und doch signifikantes Beispiel ist eine der Flexionsreihen: *Intellexisti* [statt: *Intellegis*] = *fir nimis*, *Non ego = nih. firnimu*, *Ego intellego = ih firnimu*, *Intellexistis = firnamut*, *Intellexistis* [statt: *Intellegimus*] = *firnemames* (12/52–56). Selbst wenn das Aufmerksamkeitsfehler sind, wären sie signifikant, denn fremde Sprachen brauchen mehr Konzentration als die eigene.³⁷ Und man könnte schließlich nochmals an den bereits zitierten kuriosen Satz von den klugen Baiern und dummen Romanen denken, der die didaktische Stoßrichtung dieses Glossars vielleicht deutlicher markiert als alles andere: Wer ihn entworfen hat, verrät nicht nur chauvinistisch seine eigene Position. (Denn auch wenn der Satz, was gut denkbar ist, eine witzige Auflockerung des mühevollen Sprachunterrichts sein soll,³⁸ bleibt er doch chauvinistisch durch und durch und funktioniert nur in die eine Richtung.) Wer ihn entworfen hat, der unterläuft seine prahlerische Aussage auch, gewiss *volens*, mit einem Grammatikfehler, der diese Position – eine Spur außerhalb der vulgärlatein-romanischen Sprachgemeinschaft – zumindest indiziert: *sapienti* (statt *sapientes*)³⁹ ist vermutlich noch nicht einmal gutes Mittellatein.⁴⁰

Ergebnisse

Kontextualisierung ist bei der alten Literatur immer Spurensuche. Für die althochdeutsche Zeit gilt dies verschärft. In Ermangelung harter Zeugnisse zum Produktions- und Rezeptionsumfeld der erhaltenen Texte ist man auf ‘weiche’ Indizien zurückverwiesen, oft auf eine Mixtur aus immanenter Analyse und *common sense*-Analogien, die das Alte mit Bekanntem verrechnen. Bei den *Pariser Gesprächen*

und *Kasseler Glossen* ist dies nicht anders. Wer sich darauf nicht einlassen mag, dem bleiben die beiden Zeugnisse erratisch. Wer es doch wagt, wird das oben vorgeschlagene Setzen ins Leben der beiden Texte mit früheren Versuchen zu verrechnen haben; welchem Vorschlag dann der Plausibilitätsvortritt gebührt, entzieht sich parteiisch der hiesigen Argumentation. Es bleibt, ihre Ergebnisse zu bündeln und ihre Relevanz für die frühe deutsche bzw. europäische Sprach- und Literaturgeschichte zu bedenken.

Den *Pariser Gesprächen* und den *Kasseler Glossen* ist gemeinsam, dass sie der Vermittlung von Althochdeutsch und Gemeinromänisch/Altfranzösisch in sprachdidaktischer (Schubert 59, 65) bzw. sprechdidaktischer (Sonderegger, "Reflexe" 18of.) Hinsicht dienen. In welcher Weise sie dies bewerkstelligen, ist aber höchst unterschiedlich, auch wenn beide verbindet, dass sie alles andere sind als Sprachführer. Die *Pariser Gespräche* sind Ad-hoc-Sekundäreinträge eines Sprachlerner in ein bereits vorhandenes (lateinisches) Glossar, ihre Ordnung ist lose, die Graphie ungeübt, die Orthographie, gerade bei der fremden (deutschen) Sprache, krass unorthodox; mit wenigen Abstrichen (Graphie) gilt dies auch für die *Tatian*-Einträge des Codex. Umso verständlicher ist die Katharsis, die sich der Schreiber selbst mit seinen groben und obszönen Einträgen angesichts seines ernstesten und zehrenden Gegenstands verschafft. In den *Kasseler Glossen* ist diese mit dem kleinen Ausfallsatz gegen die dummen Romanen ungleich harmloser, wie auch sonst die Anlage wesentlich normativer ist. Hier hat anscheinend nicht ein einzelner Lerner geschrieben, sondern jemand, der bereits eine gewisse Zweisprachenkompetenz innehat, für andere – ein Lehrer wohl (vgl. Penzl, "Gimer" 394 u. ö.). Er verlässt sich ganz auf Gesetze der Schriftlichkeit, beherrscht die Orthographie einigermaßen (Grammatikfehler im Latein-Romanischen fallen in eine andere Kategorie) und fabriziert so einen Text, der seinen Weg in den Codex nicht erst sekundär finden muss, der es vielmehr lohnt, bewahrt zu werden, wofür auch spricht, dass die *Kasseler Glossen* kein Original sind, sondern eine Abschrift. Bemerkenswerter aber als all diese konzeptionellen Details ist, dass die *Pariser Gespräche* und die *Kasseler Glossen* fremdsprachendidaktisch zueinander gegengleich sind: Die *Pariser Gespräche* sind von einem Romanen geschrieben, der Latein gut beherrscht und offenbar daran ist, mündlich Deutsch zu lernen. Die *Kasseler Glossen* sind von einem Baiern geschrieben, der besser Latein-Romanisch kann als der Schreiber der *Pariser Gespräche* Deutsch, aber doch merklich schlechter als Deutsch; sein Ziel dürfte es gewesen

sein, seinesgleichen eine Handreichung für den Erwerb der fremden Sprache zu hinterlassen.

Rein phänomenologisch ist all dies unspektakulär. Sprache gelernt hat man immer, und die Beispiele zeigen nicht mehr, als dass man dies vor mehr als tausend Jahren nicht sehr viel anders angegangen hat als heute auch noch⁴¹ – bis hin zur Verballhornung der trockenen Gegenstände und bis hin zum Ausleben von Sprachtrieben aller Art. Und doch ist es nicht einzig die Altehrwürdigkeit ältester deutscher Zeugnisse, mit der die *Pariser Gespräche* und die *Kasseler Glossen* Aufmerksamkeit verdient haben. Es will vielmehr scheinen, als würde hier, am Beispiel des Fremdsprachenerwerbs, so etwas wie der Basissatz jenes Aspektes der karolingischen Renaissance sichtbar, der sich der Pflege auch der vernakulären Sprachen und Traditionen verschrieben hat.

All dies ist gut bekannt, von der älteren Forschung bestens dokumentiert, es muss hier nicht in allen Details wiederholt werden – von der angeblichen karlischen Festlegung deutscher Wind- und Monatsnamen, Karls Grundlegung einer deutschen Grammatik und seiner Initiative zur Konservierung deutscher Heldenepik, wie sie Einhard behauptet, bis hin zu großepischen Entwürfen wie Otfrids *Evangelienbuch* und dem *Heliand*, die nur im weiteren kaiserlichen Umfeld des 9. Jahrhunderts denkbar sind. Auch dass dieselben Bestrebungen Hand in Hand gehen mit einem (wohl) intensiveren Austausch zwischen dem deutschen und dem romanischen bzw. französischen Sprachgebiet, weiß man; angesichts der politischen Geschichte der frühen althochdeutschen Zeit ist es auch alles andere als verwunderlich.

Bemerkenswert an den hier diskutierten Fällen aber ist, wie gravierend diese kulturellen Strömungen dem Bildungsbetrieb ihrer Zeit sind. Die *Pariser Gespräche* und die *Kasseler Glossen* stehen weit ab von jeglicher höfischer ‘Bildungsakademie’, sie sind Gebrauchstexte (verschiedenen Ranges) und – der Überlieferung nach zu schließen – am ehesten im monastischen Kontext beheimatet (vgl. Schubert 58 u. ö.).⁴² Genau dorthin aber sind dann vielleicht auch einige jener Zeugnisse der (nun im schon etwas engeren Sinne) Literatur dieser Zeit zu stellen, die – durch Überlieferungssymbiosen – genau jene Sprachgrenzen transzendieren, die zu überschreiten die *Gespräche* und *Glossen* ihre Benutzer anleiten möchten. Man muss nicht gleich an den *Althochdeutschen Isidor* denken, dessen sprachliche Qualität zur Schlichtheit der *Gespräche* und *Glossen* weit distant ist. Man kann aber durchaus denken an die Überlieferungsgemein-

41. Die Geschichte des Fremdsprachenunterrichts ist allerdings wenig erforscht, vgl. Schubert 53. Nur kurz erwähnt sind die *Pariser Gespräche* und die *Kasseler Glossen* bei Glück 68f.

42. Dorthin verweisen auch die Ortsnamen auf fol. 23^v des Parisinus (vgl. Haubrichs und Pfister 10f.) sowie die Funde Haubrichs zu tatsächlichen romanischen Sprachreisenden des 9. Jahrhunderts, die sich zu diesem Zweck die deutsche Sprache aneignen. Zugleich wird in der oberen Herrschaftsschicht Zweisprachigkeit nicht selten gewesen sein, aber damit dürften sich die hier besprochenen Zeugnisse bestenfalls peripher berühren. Siehe die Belege zum historischen Sprachaaustausch bei Haubrichs, “Herkunft” 99–103; Haubrichs und Pfister 8f.

43. Ein "wohl kaum mehr bestimm-
bares Zentrum des linksrheinischen,
niederlothringischen Gebiets"
(Bischoff 132).

schaft von *Eulalia*-Sequenz und *Ludwigslied*, die vermutlich unweit der Sprachgrenze, sicherlich auf französischem (!) Gebiet⁴³ von ein und derselben Hand im späten 9. Jahrhundert (Bischoff 132) in eine Handschrift (Valenciennes, Bibliothèque Municipale, ms. 150) nachgetragen wurden, die hauptsächlich Werke des Gregor von Nazianz enthält; "ein eindrucksvolles Zeugnis dafür, daß im späten IX. Jahrhundert ein Sammler und Freund der Dichtung beider Volkssprachen mächtig war" (Bischoff 132). Man kann denken an die *Straßburger Eide*, die in den *Historiarum libri IV* Nithards überliefert sind und eine deutsch-französische Dialogszene von enormer politischer Bedeutung einfangen (Paris, BNF, Ms. lat. 9768). Die *Eide*, die Pariser Handschrift des *Isidor* (Paris, BNF, Ms. lat. 2326), das *Ludwigslied* und die *Pariser Gespräche* sind, wenn man von einzelnen verstreuten Glossen absieht, nicht ohne Zufall die einzigen Zeugnisse der althochdeutschen Literatur, die nicht im deutschsprachigen Gebiet zu Pergament kamen (Bischoff 133). Und man kann aber auch, noch gegenständlicher, denken daran, dass unmittelbar vor den *Kasseler Glossen* die erwähnte *Exhortatio* erhalten ist, synoptisch auf Deutsch und (nun 'klassischem mittlerem') Latein, die sich sehr wahrscheinlich dem missionarischen Anliegen der Zentralgewalt verpflichtet weiß. Dass es der *Tatian*, der gewiss zu den größten literarischen Projekten der althochdeutschen Zeit rechnet und der fest im deutschsprachigen Gebiet verankert scheint, so zeitnah zur Phrasensammlung für Deutsch lernende Romanen geschafft hat, führt schließlich eindrücklich vor Augen, wie durchlässig die Sprachräume waren und wie untrennbar die Literaturwelten verwoben.

Rechnet man all diese Splitter einer wohl größtenteils untergegangenen Textwelt des 8. bis 10. Jahrhunderts zusammen, wird der Befund der gegengleichen *Pariser Gespräche* und *Kasseler Glossen*, die beide zur Vermittlung zwischen Deutsch und Romanisch beitragen und von ihr zeugen, zur Synekdoche für die literarhistorische Situation als ganze. Eine 'althochdeutsche' freilich dürfte man diese dann nicht nennen. Vielmehr wird deutlich, dass ganz am Anfang jener Literaturgeschichten, die man im 19. Jahrhundert als nationalsprachliche erfand, eine – nämlich: deren – Einheit stand, die man, unter der Last der Fachgeschichte, heute mühsam aus den nationalen Sprengeln zusammensehen muss, der aber doch der Sache nach der Vorrang gebührt: die europäische Literatur.

Literatur

- Baesecke, Georg. *Der Vocabularius Sancti Galli in der angelsächsischen Mission*. Halle a. d. S.: Niemeyer, 1933.
- . *Vor- und Frühgeschichte des deutschen Schrifttums*. Bd. 2. Halle a. d. S.: Niemeyer, 1953.
- Bergmann, Rolf und Stefanie Stricker. *Katalog der althochdeutschen und altsächsischen Glossenhandschriften*. Berlin: de Gruyter, 2005.
- Bischoff, Bernhard. "Paläographische Fragen deutscher Denkmäler der Karolingerzeit." *Frühmittelalterliche Studien* 5 (1971): 101–34 [zit.]. Rpt. in ders. *Mittelalterliche Studien. Ausgewählte Aufsätze zur Schriftkunde und Literaturgeschichte*. Bd. 3. Stuttgart: Hierse-mann, 1981. 73–111.
- Braune, Wilhelm und Ernst A. Ebbinghaus. *Althochdeutsches Lesebuch*. 17. Aufl. Tübingen: Niemeyer, 1994.
- Endermann, Heinz. "Zu den Tatian-Fragmenten in der Handschrift der Pariser Gespräche." *Septuaginta quinque. FS. Heinz Mettke*. Hrsg. von Jens Haustein et al. Heidelberg: Winter, 2000. 61–82.
- Glück, Helmut. *Deutsch als Fremdsprache in Europa vom Mittelalter bis zur Barockzeit*. Berlin, New York: de Gruyter, 2002.
- Grimm, Wilhelm. "Exhortatio ad plebem christianam. Glossae Cassellanae." *Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Phil.-hist. Klasse* 1846. Berlin: Akademie-Verlag, 1848. 425–537.
- Gusmani, Roberto. "Die hochdeutsche Lautverschiebung in den 'Altdeutschen (Pariser) Gesprächen.'" *Historische Sprachforschung* 109 (1996): 133–43.
- Haubrichs, Wolfgang. "Zur Herkunft der 'Altdeutschen (Pariser) Gespräche.'" *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 101 (1972): 86–103.
- und Max Pfister. "In Francia fui". *Studien zu den romanisch-germanischen Interferenzen und zur Grundsprache der althochdeutschen 'Pariser (Altdeutschen) Gespräche'*. Stuttgart: Steiner, 1989.
- . *Die Anfänge: Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60)*. Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit I/1. Tübingen: Niemeyer, 1995.
- Huisman, Johannes Alphonsus. "Die Pariser Gespräche." *Rheinische Vierteljahrsblätter* 33 (1969): 272–96.
- Kartschoke, Dieter. *Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter*. Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter 1. 3., aktual. Aufl. München: dtv, 2000.
- Klein, Thomas. "Zu Herkunft, Sprache und Übersetzer des Vocabularius Sti. Galli." *Zeitschrift für deutsche Philologie* 131 (2012): 3–32.
- . "Zur Sprache der Pariser Gespräche." *Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen und altniederdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters. Eine internationale Fachtagung in Schönmühl bei Penzberg vom 13. bis zum 16. März 1997*. Hg. von Wolfgang Haubrichs et al. Berlin: de Gruyter 2000. 38–59.
- Meineke, Eckhard. "Althochdeutsche Prosasyntax und die 'Pariser Gespräche.'" *Althochdeutsch. Syntax und Semantik. Akten des*

- Lyonner Kolloquiums zur Syntax und Semantik des Althochdeutschen* (1.–3. März 1990). Hrsg. Yvon Desportes. Lyon: Univ. Jean Moulin Lyon III, 1992. 324–57.
- Mettke, Heinz. “Zum Kasseler Codex theol. 4° 24 und zur Herleitung des Vocabularius Sti. Galli aus Fulda.” *Althochdeutsch*. Hrsg. Rolf Bergmann, Heinrich Tiefenbach und Lothar Voetz. Bd. I: Grammatik, Glossen und Texte. Heidelberg: Winter, 1987. 500–07.
- Müller, Stephan, Hrsg. *Althochdeutsche Literatur. Eine kommentierte Anthologie*. Stuttgart: Reclam, 2007.
- Penzl, Herbert. “Gimer min ros’: How German Was Taught in the Ninth and Eleventh Centuries.” *German Quarterly* 57 (1984): 394–400.
- . “Stulti sunt Romani? Zum Unterricht im Bairischen des 9. Jahrhunderts.” *Wirkendes Wort* 35 (1985): 240–48.
- Schmid, Hans Ulrich. “Die Pariser Tatian–Zitate. Edition, Analysen, Überlegungen.” *Entstehung des Deutschen. Festschrift für Heinrich Tiefenbach*. Hrsg. Albrecht Greule u. a. Heidelberg: Winter, 2004. 395–425.
- Schröder, Werner. “Glossae Cassellanae.” *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. 2. Aufl. Hg. von Kurt Ruh et al. Bd. 3. Berlin: de Gruyter, 1981. 61–63.
- Schubert, Martin J. “1200 Jahre Deutsch als Fremdsprache. Dumme Witze im Fremdsprachenunterricht seit den Kasseler Glossen.” *Poetica* 28 (1996): 48–65.
- Schützeichel, Rudolf. “Das westfränkische Problem.” *Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Untersuchungen zum deutschen Wortatlas*. Bd. 2. Hrsg. Ludwig Erich Schmitt. Gießen: Schmitz, 1963. 469–523.
- Sonderegger, Stefan. “Reflexe gesprochener Sprache in der althochdeutschen Literatur.” *Frühmittelalterliche Studien* 5 (1971): 176–92.
- . “Altdeutsche Gespräche.” *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. 2. Aufl. Hg. von Kurt Ruh et al. Bd. 1. Berlin: de Gruyter, 1978. 284f.
- Sievers, Eduard (Ed.). *Tatian. Lateinisch und altdeutsch mit ausführlichem Glossar*. 2. neubearb. Ausg. Paderborn: Schöningh 1892.
- Steinmeyer, Elias [von] und Eduard Sievers. *Die althochdeutschen Glossen. Bd. 3: Sachlich geordnete Glossare*. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1895.
- . *Die althochdeutschen Glossen. Bd. 5: Ergänzungen und Untersuchungen*. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1922.
- Stotz, Peter. *Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters. Bd. 4: Formenlehre, Syntax und Stilistik*. München: C. H. Beck, 1998.
- Stricker, Stefanie. “Kasseler Glossen.” *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*. Hrsg. Rolf Bergmann. Berlin: de Gruyter, 2013. 225–27.
- . “Vocabularius Sancti Galli.” *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*. Hrsg. Rolf Bergmann. Berlin: de Gruyter, 2013. 494–500.